



Marco Ott

Was ich zurückließ

Roman

EDITION
W

E^{DITION}
— **W**

MARCO OTT

Was ich zurückließ

Roman

EDITION
— W

Mehr über unsere AutorInnen und Bücher:
www.edition-w.de

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.



ISBN 978-3-949671-11-1
© Edition W GmbH, Neu-Isenburg 2024
Umschlaggestaltung: Michaela Spohn Design
Satz: Publikations Atelier, Weiterstadt
Druck und Bindung: Pustet, Regensburg
Printed in Germany

an meine Mutter
und meinen Vater

Wir sitzen zu dritt vor der großen Windschutzscheibe des Miettransporters, und die Ankündigungstafeln der A2 fliegen im Minutentakt über unsere Köpfe hinweg. Wir reichen uns Apfelschorleflaschen und Müsliriegel, süßliches Aroma breitet sich im Innenraum aus, die Verpackungen knistern in unseren Händen. Am Kreuz Dortmund-Nordwest erscheint zum ersten Mal der Ort mit einer dreistelligen Zahl dahinter. »Wenn wir weiter so gut durchkommen, sind wir vielleicht schon eine halbe Stunde eher da.« Mittlerweile haben wir uns an das Klappern im Laderaum gewöhnt, blicken einander nicht länger besorgt an.

Wir lassen das Ruhrgebiet hinter uns, fahren durchs Münsterland, den Teutoburger Wald und über das Wesergebirge nach Brandenburg. Von den erhöhten Sitzen aus schauen wir neugierig ins Innere der vorbeiziehenden Autos, vertreiben uns die Zeit damit, die Ortskürzel auf den Nummernschildern zu entziffern – bis wir vom Stadtverkehr ausgebremst werden. Auf einmal sind wir ganz still. An einer roten Ampel beugen wir uns vor und zeigen in die Ferne auf einen nebligen Umriss am Horizont. »Ist das der Fernsehturm?«

Nachdem wir meine Umzugskartons in den dritten Stock getragen haben, einer von uns stets unten wartend, damit auch ja kein Vorübergehender etwas mitgehen lässt, besichtigen wir die Sehenswürdigkeiten. Mit der Digitalkamera fotografieren wir einander vor dem Brandenburger Tor, der

Siegessäule, den bunt bemalten Mauern der East Side Gallery. Zu schüchtern, um einen Fremden anzusprechen und nach einem Foto zu fragen, sind immer nur zwei von uns zu sehen.

Im Netto gegenüber meines neuen Zuhauses kaufen wir Lebensmittel und stapeln mein Kühlschrankschrank voll. »Damit solltest du erstmal über die Runden kommen.« Als es zu dämmern beginnt, winke ich euch zum Abschied. Ich drehe mich um, verschwinde im Treppenhaus und warte nicht auf eure Abfahrt.

Es ist inzwischen fast neun Jahre her, seit ich euch verlassen habe. Die Zusage für das Zimmer in der Wohngemeinschaft, zwei Wochen später die Sachen gepackt und in die Hauptstadt abgehauen – ihr habt recht, mein Auszug glich einer Flucht. Sechs Autostunden, weiter hätte ich mich kaum entfernen können, ohne das Land zu verlassen. Drei Umzüge in drei verschiedene Städte später habe ich mich euch räumlich angenähert, doch die Distanz zwischen uns bemisst sich nicht länger in Kilometern.

Bei meinen Besuchen scheint uns kaum mehr zu verbinden als der vertraute Ton unserer Stimmen, das Gebrauchen einer Redewendung, die Erinnerung an gemeinsame Erlebnisse. Das Ticken eines Uhrzeigers markiert die Stille zwischen uns. Wir blättern in der Reklame, schalten das Radio ein, um unser Schweigen zu verdecken. Meint ihr das, wenn ihr von mir als eurem verlorenen Sohn sprecht?

Ich schreibe euch, weil ich aufgebrochen bin, um in eine andere Welt überzuwechseln. Auf dem Weg musste ich euch von mir weisen, und mit euch eine ganze Kultur. Ich lernte, mich anders zu kleiden, anders zu denken und zu sprechen.

Lange maß ich meinen Fortschritt am Abstand, den ich zwischen uns brachte. Jeder Schritt weg von euch bedeutete einen Schritt näher in Richtung meines neu entworfenen Selbst.

Erinnert ihr euch an die Beerdigung? Bei Kaffee und Kuchen saßen wir danach an zusammengeschobenen Tischen, umringt von lange nicht gesehenen Verwandten. Sie konnten es nicht glauben. »Was, das ist euer Sohn, der Marco? Verkackeiert uns nicht.« Es hat mir geschmeichelt und mich gleichzeitig getroffen.

Papa, vor Kurzem hast du mir ein Foto von uns dreien geschickt. Der Größe nach aufgereiht, stehen wir unter den ausladenden Ästen einer Eiche, die Arme um unsere Taillen geschlungen. Wir haben uns rausgeputzt für meine Kommunion, tragen Hemd und Krawatte, Kleid und Perlenkette. Wir sehen glücklich aus mit unseren unverbrauchten Gesichtern. Unter dem Foto steht *Erinnerst du dich noch? Klar erinnere ich mich*, habe ich so beiläufig wie möglich geantwortet.

Tage später denke ich noch immer an dieses Foto, betrachte es gelegentlich auf meinem Handybildschirm und frage mich, wer ich für euch geworden bin. Deine Nachricht hat eine Flut von Erinnerungen zurückgebracht, die ich in mir vergraben geglaubt habe. Es ist wahr, trotz der Beiläufigkeit: Ich habe euch und Dinslaken verlassen, aber ihr habt mich nicht verlassen.

Ich denke oft an den orangefarbenen Nissan Micra, dieses nicht zu übersehende Auto, das niemand haben wollte in die-

ser Farbe und daher so günstig war. Dieses Auto, das meine Mitschüler immer Sardinenbüchse nannten und für das ich mich schämte, wenn du mich von der Schule abholtest, Mama. Dieses Auto, das jeden Dienstag und Freitag in einer schicken Einfamilienhaussiedlung stand und nicht vor unserer Mietwohnung, und über das ich ständig ausgefragt wurde.

Ich log und erzählte ihnen nichts von der Zeitung, die du auf dem Küchentisch ausgebreitet hattest. Wie du die Seiten überflogst auf der Suche nach Stellenangeboten. Dass du nach der Elternzeit nicht zurück ins Berufsleben fandest und dich auf Anzeigen meldetest, in denen bürgerliche Leute mit Wohnzimmern so groß wie unsere gesamte Wohnung nach Putzhilfen suchten. Um dich vom Jobcenter nicht zermürben zu lassen, um den Schikanen deiner Sachbearbeiterin zu entkommen. Du tatest es auch, um mir den Nachhilfeunterricht in Mathematik zu ermöglichen.

Ich erinnere mich an unzählige Male mit euch auf dem Weg in den Sommerurlaub an die Ostsee. Stundenlang konnte ich auf die vorbeiziehende Landschaft schauen, ohne ein Wort zu sagen. Mein Blickpunkt überall und nirgends, manchmal sprang er kilometerweit über die Leitpfosten wie in Trance. Aus den Lautsprechern die Musik einer selbst gebrannten CD mit Liedern mehr oder weniger legal aus dem Internet geladen, darunter auch der Steuersong von Elmar Brandt. Ein Blick in den Rückspiegel, ein Umdrehen zur Rückbank. Eine Hand erschien zwischen den Sitzen mit einer Auswahl an Süßigkeiten. »Lebst du noch?«

Ich erinnere mich an den Anruf. »Was soll ich mitgehen lassen haben?«, riefst du in den Hörer und senktest dann die Stimme,

schirmtest die Sprechmuschel mit deiner vorgehaltenen Hand ab. Ich horchte auf dein Flüstern, griff zur Fernbedienung und drückte die Taste mit dem durchgestrichenen Lautsprecher. Während Amy Winehouse mit ihrem geschwungenen Lidstrich in die Kamera schaute und stumm die Lippen bewegte, trafen sich unsere Blicke, und du zogst dich zurück ins Schlafzimmer und machtest die Tür hinter dir zu.

Zwei Stunden später ein weiterer Anruf, diesmal demonstrativ auf Freisprechen gestellt. Es tue ihnen wirklich sehr leid, die Tochter habe sich die Brosche ausgeliehen, ohne Bescheid zu sagen. Wirklich blöd gelaufen. Ob du nicht noch dein Geld vom letzten Mal abholen wollest? Du schwiegst und ließst den Hörer sinken, dann legtest du auf.

Ich erinnere mich an unsere Fernsehabende, wie wir vom Wohnzimmersofa aus die Welt bereisten und die gekrümmten Dachschalen des Sydney Opera House bestaunten, die Glaspypamide im Innenhof des Louvre, die palmenbestandenen Sandstrände auf Mauritius mit dem türkisblauen Wasser. Wir amüsierten uns über die Sprüche Günther Jauchs und rätselten mit den Kandidaten von *Wer wird Millionär?* um die richtige Antwort. »Hab ich's doch gewusst«, sagten wir, hatte einer von uns die richtige Antwort vorausgesagt.

Wie wir in den Werbeunterbrechungen miteinander käbelten und uns gegenseitig an den Füßen killerten, Papa. Bis wir plötzlich innehielten und uns wortlos verbündeten. Wir stürzten uns auf dich, Mama, und du kreischtest vor Lachen, ehe wir dich überhaupt berührten.

Ich erinnere mich an den letzten Tag meines Praktikums bei Haus & Grund, wie ich all meinen Mut aufbrachte und dem

Abteilungsleiter deine Situation schilderte mit seit Wochen zurechtgelegten Worten und ihn fragte, ob nicht eine Stelle als Schreibkraft für dich frei wäre. Wie er mir in die Augen schaute und schwieg, die Hände auf dem Tisch gefaltet.

»Warum ist deine Mutter denn so lange arbeitslos, will sie gar nicht arbeiten?« Eine seiner Brauen hob sich zu einem fragenden Bogen. Er nahm einen losen Papierstapel zur Hand und klopfte ihn zurecht, stieß einen gedehnten Seufzer aus. »Sag ihr doch, dass sie nächsten Montag mal zum Vorstellungsgespräch vorbeikommen kann. Wir suchen tatsächlich jemanden, Frau Leschinsky hört ja bald auf, wie du weißt. Aber versprechen kann ich natürlich nichts.«

Wie du tatsächlich dort angestellt wurdest, Mama. Dein Blick auf mich eine Mischung aus Dankbarkeit und Erstaunen, als würdest du deinen Sohn zum ersten Mal wirklich sehen. In einem Nebensatz hattest du es anklingen lassen und nicht damit gerechnet, dass ich ihn tatsächlich fragen würde.

Ich erinnere mich an den Unfall. Die Sonne schien auf das Autodach, mein Gesicht kühl und das Haar zerzaust im Fahrtwind der runtergekurbelten Fensterscheibe, als wir über die grüne Ampel einer Kreuzung fuhren, und ein Auto ungebremst in unsere Beifahrerseite krachte.

Wir hatten Glück und blieben unverletzt, doch der Urlaub war kein Urlaub mehr. Wir standen vor dem Wrack, das Augenblicke zuvor noch unser Auto gewesen war, das Blech der Karosserie einseitig zu einer Masse zerknautscht, und die Arme hingen ungläubig an unseren Seiten. Die Frau am Steuer des anderen Autos trat auf uns zu, das Gesicht kalkweiß und ihre Augen verquollen von einem Allergieanfall.

Der Himmel eine Kuppel aus Blau, ohne eine Wolke in Sicht.
Ihr hattet die Raten noch nicht abbezahlt.

Ich denke oft an die Monatsenden, an denen wir gebratene Nudeln zu Abend aßen. Du verfeinertest sie mit Zwiebeln und Gewürzen, richtetest das Essen akkurat auf dem Teller an, Papa. Vor meinen Augen streutest du Röstzwiebeln darüber, so dass es mir gar nicht vorkam wie eine Entbehrung. Sie schmeckten fast so gut wie die Nudeln vom China-Imbiss, die du nachzumachen versuchtest.

Diese Worte sind der Versuch einer Annäherung aus der Distanz. Über den Umweg des Schreibens versuche ich euch zu erreichen und in jene Zeit zurückzukehren, in der wir untrennbar miteinander verbunden waren, und die ich so lange aus meinem Gedächtnis zu streichen versucht habe. Dafür werde ich die Menschen, Orte und Dinge wachrufen müssen, die ich weiterhin in mir trage. Vielleicht kann ich auf diese Weise aufdecken, was uns auseinanderbrachte. Vielleicht kann ich auf diese Weise wiederbringen, was ich zurückließ.

Da ist sie, die Kurt-Schumacher-Straße. Vom Stadtzentrum kommend, schlängelt sie sich vorbei an zwei Seniorenheimen und einer Edeka-Filiale neben Mietwohnungsblöcken aus rotem Backstein, und mündet in das Gewerbegebiet Süd.

Hinter dem Kreisverkehr reihen sich rechts dreistöckige Sozialbauten auf, die Anfang der Neunzigerjahre hochgezogen wurden. Sie sind ebenfalls aus rotem Backstein. Zwei Häuser nebeneinander, Wand an Wand, das hintere etwa zwei Meter versetzt mit identisch angeordneten Parkplätzen und Garagen. Auf den Wiesen zwischen den Reihen stehen drei Meter hohe Schwarzerlen, es gibt Sandkästen und zur Wiese hinausgehende Terrassen und Balkone. Am Ende dieser Siedlung befindet sich das Haus mit der Nummer 208. Wir haben sechzehn Jahre hier gewohnt.

Ich bin sechs Jahre alt und stehe Hand in Hand mit euch in der Einfahrt vor einem gelb glänzenden Kleinbagger, die durchgescheuerte Stelle meiner Jeans ausgebessert mit einem Fußballflicken. Ich schaue dem Mann im Führerhaus dabei zu, wie er mit hell hervortretenden Knöcheln einen Hebel bedient und die Schaufel, auf die eure Zeigefinger gerichtet sind, ein ums andere Mal in die Erde wuchtet. Für mich steht fest, ich möchte später einmal Baggerführer werden. So eine Maschine zu steuern, das muss verdammt viel Spaß machen.

»Denk da lieber nochmal drüber nach, wenn du groß bist. Wenn du gut in der Schule bist, kannst du auch ganz was anderes werden.«

Neben uns im Erdgeschoss wohnt Familie Bauer, ein dickbäuchiger Mann und eine abgemagerte Frau, die trotz ihrer so gegensätzlichen äußeren Erscheinungen der mürrische Ausdruck auf ihren Gesichtern eint. Jeden Freitag machen sie ihren Großeinkauf, und wenn Herr Bauer sich mit den prall gefüllten Tüten mühsam durchs Treppenhaus bewegt, riecht es dort noch Stunden später nach seinem beißenden Rasierwasser und der abgestandenen Luft aus ihrer Wohnung. Die Fenster sind immer geschlossen und die Rollos heruntergelassen, nur ein kleiner Spalt versorgt sie mit Tageslicht.

Wann immer ich versehentlich einen Fußball auf ihre verwaiste Terrasse kicke, fürchte ich, die Rollos könnten hochgerissen werden und Herr Bauer plötzlich vor mir stehen mit vorgeschobenem Unterkiefer.

Mama, morgens kommst du an mein Bett, berührst meine Schulter und flüsterst mir zu. Nachdem du das Zimmer verlassen hast, ziehe ich die Decke wieder übers Kinn. Dein Umriss erscheint erneut im hellen Rechteck der Tür, und du empörst dich über meine Schläfrigkeit, malst Szenarien aus, in denen ich den Bus verpasse. »Wenn du weiter so rumklüngelst, dann musst du selber sehen, wie du zur Schule kommst.« Ich strampele die Decke beiseite, reibe den Schlaf aus meinen Augen und laufe in die Küche, meine Fußsohlen kleben am PVC und lösen sich mit einem Schmatzen. Ich setze mich an den Tisch, gieße Milch aus dem Mund einer Porzellankuh über die Schoko Chips, und sie färbt sich braun wie Kakao.